

# Eine Gottfried-Keller-Anekdote

Autor(en): **H.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 21

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671714>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie den Strom aus dem Fahrdracht. Nein, sie werden tatsächlich aus einer Fahrleitung gespeist genau gleich wie die Maschinen der richtigen Bahnen, und vielleicht zeugt nichts so sehr von der aufgewendeten Präzisionsarbeit als gerade dieses: daß es geglückt ist, für bloß handhohe Miniaturmaschinen eine Fahrleitung zu schaffen, wie sie irgend eine Elektrizitätsfirma des Landes kaum

sorgfältiger für eine richtige Bahn bauen könnte.

So darf man also füglich jedem Besucher der Landesausstellung anraten, sich den kleinen Anstieg zur obersten Höhe des Belvoirparkes nicht gereuen zu lassen — er wird für sich und seine Kinder eine Freude gewinnen, die den Umweg weniger Minuten vom Eingang Enge der Ausstellung aus lohnt.

-11.

### Wir Schweizer.

Uns hat das Schwert das Vaterland gegründet,  
Wie's uns behagt, ein warm gebautes Haus.  
Die eigne Treu, dazu die Gunst des Himmels,  
Ein freundlich Glück im Sturmgewog' der Zeiten  
Erhielten uns das Haus mit seinen Wappen.  
Doch was der Väter Schwert nachhaltig schuf,  
Was der Geschlechter treue Denkart wahrte  
Und was des Himmels Sonne hell besiegelt:  
Nicht ist es uns ein Bett der trägen Ruhe!  
Nein, rüstig leben wir und tun es kund  
Im rastlos wachen Fleiß, der sich ergeht  
In Talesgründen und auf lust'gen Höhen,  
Und unsre hurt'gen Wasser treiben lachend,  
Das Land durcheilend, tausend schnelle Räder,  
Auf allen Meeren schwimmen unsre Güter,  
Und wo die großen Völker ihre Märkte  
Wetteifernd halten, breitet auch der Schweizer  
Rühmlich die reichgehäuften Waren aus.  
Zugleich wird fort und fort das alte Schwert  
Mit neuem Eifer vorbedacht geschliffen,  
Dem ärmsten Mann im Land zu Trost und Freude.

Und freudig sag' ich: Unserer Geschichte  
Sei nur das erste Halbteil nun getan!  
So gilt es auch, die andre schuld'ge Hälfte  
Mit unerschlafter Hand heranzuführen,  
Daß hell das Ende, das uns einst beschieden,  
Sich in des Anfangs fernem Glanze spiegle,  
Und daß es heißt: Was diese werden konnten,  
Das haben sie voll Lebensmut erfüllt!  
Auf! schirrt die Wagen! Bewimpelt eure Schiffe,  
Ins Reich der dunklen Zukunft auszufahren,  
Ein einig durchgebildet Volk von Männern,  
Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch  
In ungetrübter Frische lebt und wirkt,  
Daß seine Arbeit festlich schön gelingt  
Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,  
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

Gottfried Keller.

### Eine Gottfried-Keller-Anekdote.

Das Reifestipendium, das der dreißigjährige Gottfried Keller im Jahre 1848 vom Zürcher Erziehungsrat erhalten hatte, zwang ihn zu größter Sparsamkeit.

Zuerst studierte er davon zu Heidelberg Geschichte, Literaturgeschichte und Philosophie, dann trieb es ihn nach Berlin.

Und hier ging es ihm sehr schlecht. Das Leben in der großen Stadt verschlang mehr, als er erwartet hatte, und eines Tages, als die nächste Geldsendung noch nicht zu erwarten war, hatte er noch einen Groschen. Er wiegte das kleine Geldstück in der Hand.

Sich seinen Freunden anzuvertrauen, dazu war Keller zu stolz.

Er machte also, nachdem er den ganzen Vormittag gearbeitet hatte, einen Spaziergang, um

über die nützlichste Anwendung seines letzten Groschens nachzudenken.

Als er so durch den Tiergarten schritt und alle die vornehmen Kutschen mit den trefflich gekleideten Leuten darinnen sah, da kam ihm sein Elend erst recht zum Bewußtsein. Hätte er Geld gehabt, er wäre noch heute abgereist. Aber mit einem Groschen in der Tasche, was kann man da schon anders anfangen, als sich eine trockene Semmel kaufen, damit noch etwas übrig bleibt und man am nächsten Tage nicht verhungern muß.

Also trat der Dichter in einen Bäckerladen und verlangte eine alte Semmel.

„Eine alte Semmel?“ fragte die Bäckersfrau zurück, „alte Semmeln geben wir sonst nur pfundweise ab.“

„Ich brauche aber nur eine,“ sagte Keller leise.

Dann legte er seinen Groschen hin.

„Viel Falschgeld ist im Umlauf eben,“ meinte die Bäckersfrau, „wollen sehen, ob der Groschen echt ist.“ Damit warf sie das Geldstück auf die Marmorplatte am Ladentisch, und es gab keinen sehr schönen Klang.

„Der Groschen ist falsch!“ sagte die Frau.

Keller hatte dem Spiel zugesehen, als wenn es da um seinen Kopf ginge. Und hing denn auch nicht sein Leben davon ab, ob der Groschen echt oder falsch war? Da sah die Bäckersfrau die erschrockenen Augen des Fremden, Mitleid erwachte in ihr, und sie sagte, indes etwas Mütterliches in ihre Stimme kam: „Haben Sie denn keinen anderen?“

Keller schüttelte den Kopf.

„Dann nehmen Sie die Semmel nur so mit, und morgen holen Sie sich ein paar neue, und wenn Sie wollen, können Sie auch eine Tasse

Kaffee haben, und einen Teller Suppe am Mittag auch. Hab' einen Sohn draußen in der Fremde, dem kann auch einmal das Geld ausgehen, und dann wird sich auch ein gutes Herz finden, das ihn nicht hungern läßt...“

Keller sieht die Frau an, als wäre ihm in diesem Augenblick ein Engel erschienen...

Er hat die Sache nicht vergessen.

Als er Staatschreiber zu Zürich geworden war und ein berühmter Dichter dazu, da bekam die Bäckersfrau zu Berlin eines Tages ein dickes Buch, betitelt „Der grüne Heinrich“, und dort, wo der Graf davon spricht, man müsse danach streben, Geld zu haben, nur dann brauche man nicht daran zu denken und sei wirklich frei, — an der Stelle des Buches, wo dies zu lesen steht, lag als Buchzeichen ein Brief Gottfried Kellers, in dem er der Frau schilderte, welche Bedeutung es damals für ihn hatte, inmitten der Großstadt eine gute, mütterliche Seele zu finden...  
H. G.

## Rede zu Ehren der Schweizer im Auslande.

Von Karl Schenk, Bundesrat.

An diesem festlichen Abend\*, wo die Erlebnisse der letzten Monate ernst und heiter an unsern Seelen vorüberziehen und wir scheidend noch vor diesem und jenem stille stehen, möchte ich Sie auf Augenblicke vor einem Bilde festhalten, welches unstreitig zu dem Schönsten gehört, was die verfloffenen Tage uns gebracht haben.

Der Schweizer in der Fremde — ihrer und ihrer rühmlichen Treue gegen das Vaterland möchte ich gedenken mit wenigen Worten.

Die Schweiz hat der Söhne viele zerstreut in allen Ländern: Jünglinge, den Künsten und Wissenschaften obliegend, andere, allseitige Kenntnisse und vollkommeneren Betrieb ihres Gewerbes suchend, andere, auf fernen Handelsstationen sich in des Großhandels Geheimnisse einweihend und Gebräuche und Bedürfnisse fremder Völker beobachtend, andere, in freiem Wanderleben die Welt und ihr Treiben sich ansiehend, Männer im Waffendienst, Männer des kleinen Marktes, Männer des Großhandels, Männer in der Werkstätte und Männer an der Spitze festgewurzelter, mächtiger Geschäfte, Männer, teilweise schon seit vielen Jahren von der Heimat fern und auf fremdem Boden angesiedelt. Aber wenn auch zerstreut

durch alle Weltteile und alle Länder, geht doch verbindend ein unterirdisch mächtiges Tau zu jeder Stätte, wo Schweizer wohnen, ein Tau, das nicht reißt, selbst wenn es sich bis China und Japan strecken müßte. Wenn auch noch so verschieden in ihrem Tun und Treiben und ihrer Stellung und Lage draußen in der Welt, so können doch ihre Herzen wunderbar gleich, sobald eine Saite — das Gefühl für die Heimat — bei ihnen angeschlagen wird. Wenn auch mitten unter dem Glanze königlicher und kaiserlicher Adler — das einfache weiße Kreuz im roten Felde ist und bleibt ihnen doch auf das Herz gebrannt, und sie können es nicht unterlassen, es zu grüßen und ihm zuzujuchzen, wo und wann es sich zeigt.

Es ist eine wunderbare Sache um das Schweizerland und seine Söhne, um die Alpenmutter und ihre Kinder. Sie werden von dieser Mutter straff erzogen; sie bettet uns gar nicht weich; sie umgibt uns nicht sonderlich mit Schutzmitteln; sie hört gar nicht auf jedes Klagen; sie ebnet nicht selbst die Wege; sie hat keine Gängelbänder für uns, keine Dekorationen und keine Pensionen; sie steuert uns nicht aus und schickt uns keine Wechsel und Flotten nach — und doch ist diese Mutter den Kindern so lieb, und doch hängen alle an ihr, und doch zittert allen das Herz bei ihrem

\* Im Februar 1857, bei einem Festmahle nach Beendigung der Händel mit Preußen bezüglich Neuenburgs.